

Die Rose im Gesangbuch [Schluss]

Autor(en): **Diers, Marie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 26

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26
XX. Jahrgang
1930

Bern,
28. Juni
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Sommerabend.

Von Paul Müller.

Die Sonne sank in müder Pracht,
Nun scheint das Dorf zu träumen;
Ein Windlein hat sich leis' entfacht
Und neckt sich mit den Bäumen.

Vom Kirchlein hallt der Stunde Schlag
Durch sonntagsille Gassen;
Ein sonnenmüder Erntetag
Ist langsam am Erblaffen ...

Die Rose im Gefangbuch.

Erzählung von Marie Diers.

4

Die Alte hatte alles blink und blank in der kleinen, altvertrauten Stube, die Gardinen gewaschen, die Kommode mit der Uhr und den Porzellanhüdemännchen ohne ein Stäubchen, der Fußboden weiß geschauert und mit weißem Sand bestreut. Die Junge sah es sogleich und wußte, daß die Mutter um ihretwillen gestern bis spät geradert haben müsse. Dazu war heißer Kaffee da und ein Riesennapfkuchen.

„Na?“ sagte die Alte und blinzelte sie und das Kind mißtrauisch an, bereit, einen Sad voll Klagen und traurigster Bekenntnisse ausgeschüttet zu kriegen. Aber aus den tausend Fältchen ihres verwitterten Gesichts blühte ein verhaltenes Hoffen: Daß mich auch was Gutes hören!

Nun, sie bekam das Gute, und das Schlechte fiel vom Tisch in den weißen Sand und konnte am nächsten Sommerabend mit ausgelegt werden. Mit Heinrich, da machte die Hanne gar kein Versteckens mehr, das war so und so, und bald würde es mit ihm beim Amen sein. Das ist nun mal so mit den Mannsbildern, wenn sie erst anfangen ins Glas zu gucken, dann kann man das Kapitel schon schließen. Aber daß sie das alles so aussprechen konnte und nichts verhielt und umwickelte, das machte die mißtrauische Alte froher mit jeder Minute.

Kam nun auch nicht darauf an, daß sich noch ein Kind meldete, die Alte hat deren sieben gehabt. Aber eins hat sie nicht erfahren und ist damit betrogen ins Grab gestiegen: daß die Hanne erst seit dem Mai und länger nicht Hebamme war, und sie hatten ihr vorgeredet, sie wäre es von Anfang an. — Und was sie mit keinem ihrer Enkel getan hatte, das Miefing nahm sie auf den Arm und zeigte ihr die Blümings am Fenster und die lüften Hule Hule draußen vor dem Haus und strakte ihr das weiche Blondköpfchen und brummte vor sich hin: „Büßt 'n fein Diern, büßt 'n lüften söten Druwappel.“

Im November kamen auf dem Flötsch zwei Jungs zur Welt. Da hat die Hanne doch ein paar runde Augen gemacht, das ging ihr denn doch ein bißchen über den Strich. Später kam's ihr denn, daß der liebe Gott wohl gewußt habe, daß dies doch das letztemal sei, denn mit Heinrich war's dann kein Einlassen mehr, und da sollte sie wenigstens gleich ihre Kiepe halbwegs voll bekommen.

Am selben Tage und vielleicht zur selben Stunde starb Mutter Haafsch, still und mürrisch und für sich. Keinem Menschen hatte sie etwas gesagt, hatte sich abends zu Bett gelegt und war morgens nicht mehr aufgestanden. Als man sie am späten Nachmittag nach Uhlisdörp holen wollte, fand man nur noch ihre sterbliche Hülle.

Was sie in Uhlisdörp gemacht haben, weiß ich nicht; die Uhlisdörper machten immer alles anders als andre Leute. Das Kind werden sie ja auch so zur Welt gebracht haben. Jedenfalls standen am zweiten Tag zwei Brüder vor Hannes Bett und sagten ihr, sie müsse aufstehen und mitkommen, der Wagen stände unten, sie müsse die Mutter zurechtmachen und ihre Sachen und alles nachsehen, und dann wollten die Melmsen alle, daß sie Mutters Nachfolgerin werden solle.

Hanne weinte und weinte über die Todesnachricht, und sonst wollte sie nichts hören und nichts sagen. Mitgekommen ist sie, da war kein Fragen. Sie haben sanft und vorsichtig gefahren und sie dann auf dem Arm hineingetragen und an Mutters Bett gesetzt. Da hat sie sich wieder zurechtgefunden, wie sie das alte, faltige, eingedrückte Gesicht so still auf dem bunten Kissen liegen sah.

Sie hat dann mit dem ältesten Bruder alles ordentlich besorgt und verteilt, daß nirgends ein Zank oder schlechtes Wort kommen sollte. Viel zu verteilen war auch nicht da. Die Kleider hat sie sich genommen, die Uhr hatte der Älteste gekriegt. Dann hat sie einen Wunsch gehabt: „Mu-

gußt, ehr oll Gesangbuch, dat mücht id woll giern hebben.“ Und bei dem Wort stieg ihr ein leises Rot ins Gesicht bis unter die Haare, denn sie dachte an die gepreßte Rose darin und an ihre eigenen stillen Gedanken und an die Zukunft, an Miefing, ans Leben und Sterben, und wie das alles so kommt, so anders, als wie man sich denkt.

Aber August meinte, das Gesangbuch gehöre der Mutter in die Hände und in den Sarg. Das ging ihr denn auch in den Sinn. „Ja, hast recht.“ Sie ließ es sich herreichen, und während er mit dem Rücken zu ihr hin weiterkramte, öffnete sie das Buch an der Stelle, wo die welke Rose lag. „Nieder für den Haus- und Ehestand.“

Wo Gott zum Haus nicht gibt sein Günst,
Da arbeit' jedermann umsonst.
Vergebens, daß ihr früh aufsteht,
Dazu mit Sorgen schlafen geht,
Eßt euer Brot mit Ungemach.

Dem, wem's Gott gönnt, gibt er's im Schlaf. —

Das singen sie hier zu jeder Hochzeit, bei den Alten schon und jezt bei den Jungen. Es ist wohl ein gutes Wort, aber wir merken nicht auf. Nachher kling't nach. Sie strich mit dem Finger leise über die Rose. Sie hätte sie gern behalten — nein, es war besser so, man gab sie Müttern mit in ihr Grab. Das Schönste, was sie gehabt hat vom Leben. —

Leise legte sie das geschlossene Gesangbuch in die steifen Finger, schlang ein weißes Tüchlein darüber. Es war, als wäre ein zufriedenes Lächeln um den alten, eingefallenen Mund.

* * *

Nein, wie die Melmsjer da wollten, das ging nicht. Warum nicht, fragten die, und der Schulz machte sich die Mühe, als er in Lehmsassen war, selber nach dem Flötsch hinaufzugehen. „Woso wißt du dat nich, Hanne? Kriegst Mudders Hus un Scheun un den Goar'n und heßt nids uttostahn. Köhne kann äwerall bi di Bauern helpen, de Lüd kennen di, und du kennst se, un eh du äwerall ierst denkst: Nu möt id jawoll anfangen, denn is allens all afmaakt un fahrig un all.“

„Ja“, sagte Hanne und zupfte an ihrer Schürze... „dat is woll allens so.“

„Un dien Rinner“, fuhr der Schulz fort, „de sitten hier up den ollen Bähn, un bi uns könnens rumspringen as de Füllen up de Weid.“

„Ja, ja —“ sagte Hanne, „nee, nee — —“

Und bei dem „ja, ja“ stieg ihr das alles auf, was der Schulz ihr vorstellte, und bei dem „nee, nee“ stiegen ihre grauen, kahlen Arbeiterhäuser vor ihr auf und die Straßen voll Staub und die geschwärzten Gesichter, und die Frauen in der Fabrik, und all das Ungesunde, Bedrückte, das Freudlose und Verwirrte. Und sie sah den und den und die und die und die kleinen Kinder, denen sie ans Licht geholfen hatte, und die sie alle wiedererkannte auf den ersten Blick. Und sie sah ihre Zugbrücke vor sich und darunter den Fluß und hörte den Wind gehen, da faltete sie die Hände unter der Schürze, ihr Herz war plötzlich ganz fest und klar, und sie sagte: „Nee, lat man, Schult. Id kann hier nich wech; wenn ein' sowal dörmakt hett an ein Urt, dann is ein' festwassen. Newer ich sedh di nich

aff für Melms un de annern Dörper, wenn Zi mi hebben wullt, könnt Zi mi halen.“

So war's gesagt, und so blieb es. „Erweiterte Arbeit“ hieß das Kapitel für Hanne Köhne. „Süh so, du büßt eine ganz Schlaue“, sagte der Schulze ärgerlich und brummte dann noch: „Wo du dat woll schaffen wißt, Mudder und Tochter in eins.“

Es ist ja nichts Neues und nichts besonders Rühmenswertes im plattdeutschen Lande, diese Arbeitslust und Arbeitswut, dieser Mut, sich auf einen zu übernehmen, was für zwei und drei nicht zu wenig wäre. Der alte Döhlmann wußte mit dieser Art Bescheid. Er sagte: „Die Arbeit kann auch zum Laster werden.“ Das kennt man wohl. Da sind Bauern, die lassen Frau und Kinder zugrunde gehen an Arbeit. Um elf in der Nacht dreschen sie noch bei einer qualmigen Laterne am Balken, und um drei Uhr ist schon die ganze Hofstelle wieder lebendig. Sie sind insgeheim dem Herrgott böse, daß er den siebenten Tag zum Feiertag machte und man an dem nicht pflügen und mähen und den Stall ausmisten darf. Und Freude und Freundlichkeit und viele gute, stille Geister gehen mit zugrunde bei diesem ununterbrochenen Arbeitslärm.

Das ist das Land, wo die Arbeit Trumpf ist. Da sagt ein Kind dieses Landes: Wenn ihr mir noch mehr zu tun geben wullt, ich nehme auch das. Da war wieder einmal Hanne Köhnes Seele in Gefahr wie in den ersten drei Wochen, als Doktor Wildgans beobachtend danebenstand.

„Mutter und Tochter in eins“, war insofern vom Schulzen zuviel gesagt, als die ganze Landwirtschaft, die Mutter Haafsch gehabt hatte, nun verpachtet werden konnte und nicht auf Hanne fiel. Dafür hatte diese aber den stundenlangen Weg auf stödrigen Leiterwagen und außerdem ihre eigenes Getriebe, und kurzum, es schlug in das Kapitel: Arbeitswut.

Da sind dann auch Zeiten gekommen, die schreibt keiner an die Wandtafel. Da war es kein Rinnerpäl mehr, was aber auf dem Spiel stand, war mehr, als die ganze Hanne selber wert war. Und wenn Mann und Kinder und Haus dabei verdorben und gestorben wären, so wäre es kein Wunder gewesen.

Daß die Hanne mit all ihrem Sad und Bad glücklich da hindurchkam, soll man aber nicht als Regel und Richtschnur im allgemeinen ansehen. Es geht nicht. Die Hanne wußte nicht, daß sie Gott versuchte. Aber sie hatte ein Federwerk in sich, das von hundert nicht eine hat. Das Harte, Ausdauernde, die stoffliche Möglichkeit, hier durchzukommen, die hatte sie von Mutter Haafsch. Aber daß sie nicht zum blöden, trabenden Spanntier geworden ist, das kam noch aus einer andern Kraft her, die Mutter Haafsch schier vergessen hatte in ihrem langen Leben, und die ihr dann doch noch im Tode, nach dem Verscheiden, ein seltsames Lächeln um den alten Mund gezaubert hat.

Alle miteinander sind in den Sarg getan und begraben, Mutter Haafsch, das Gesangbuch und die Rose. Aber es ist schier eine Schelmerei vom lieben Gott, daß es am Ende nur ein Spiel ist für die Einfältigen, das Begraben und Verwesen. Denn was man längst tot glaubte und glauben mußte nach allen Gesetzen des stofflichen Le-

bens, ist plötzlich wieder mitten im Leben und erweist seine Kräfte auf mancherlei Art.

Heinrich Röhne war längst aus dem Amt; er ging hier und da auf kleinen Verdienst. Als die Eisenbahn nach Lehmhausen kam, stand er dort und trug den Leuten ihr Gepäc. Das war das Beste und Liebste für ihn. Es machte ihm Spaß, schwere Koffer mit elegantem Schwung auf die Schulter zu nehmen und schlank und straff dahinzuschreiten. Es fiel auch manches dabei für ihn ab; was er einnahm, verbrauchte er für sich; denn für die Kinder sorgte ja die Frau.

Die Kinder waren meist gesund, manchmal krank. Wenn sie krank waren, waren sie es gleich alle drei. Und dann lief die Mutter fort.

„Erweiterte Arbeit“, das klingt so harmlos und so tüchtig und nett. Aber im Schöpfungsplan sind doch Bestimmungen getroffen, über die man sich mit den hübschesten Kapitelüberschriften nicht weglügen kann. Auch Hanne Röhne konnte nicht zugleich hinter der Zugbrücke oder in Uhlsdörp sein und auf dem Flötsch bei ihren fiebernden Kindern. Nein, das konnte sie nicht, und auf die bekannte „gute Nachbarin“, auf die sogar schon Bebel sein Frauenbuch gebaut hat, kann man keine kranken Kinder bauen. Kann sein, daß dieser Unterbau einmal nachgibt, dann fallen die Kinder ins Bodenlose.

Nicht einmal ihr ganzes Herz und alle ihre Gedanken konnte sie zu Hause lassen, denn dann fehlte es ihr in ihrem Hebammengeschäft, in dem man beides genau so nötig braucht wie geschickte Hände. Sonst hatte sie im Umsehen das Fieber da und mußte das zu ihrem Schimpf anmelden bei Wildgans, und der verstand keinen Spaß in dem Fall.

Nun, Hanne hatte sich zuviel übernommen, das war's. Das ist auch eine Sünde, zumal des weiblichen Geschlechts, und nicht die kleinste. Es ist Geldgier und Arbeitswut, und es ist schiere Dummheit, als es auf Ueberschätzung seiner selbst und Unterschätzung des weltumfassenden Schöpfungsplanes beruht, gegen das so ein unbeträchtliches Menschenwesen anrennen will.

Sie hätte es schon spüren sollen an Leib und Leben der ihr anvertrauten, an Leib und Leben ihrer eigenen Kinder, und all ihr ungestümes Wollen mitsamt ihrem stolzen Verstand hätte ihr als Scherbenhaufen vor den Füßen gelegen, daß sie darüber närrisch geworden wäre, wenn nicht nach dreiviertel Jahr die Sache ein Ende gehabt hätte, wenigstens in dieser Form.

Die Dörfer mußten sich wieder ihre eigene Hebamme anschaffen, und das war eine aus Hedenweg, aber keine aus der Zunft derer, die da leuchten wie die Sterne am Himmel. Der Schulz sagte von ihr, sie sei zu dumm zum Kuhmelken, und die Kühe verhielten sich die Milch, wenn sie im Stalle wäre. Da sei sie Hebamme geworden. Nun war wohl eine da, aber doch keine volle; und wenn das Döllste und Unsinnigste aus Hannes Leben auch hinausgetan war und sie Gott hätte danken müssen, daß sie so verhältnismäßig heil mit ihrem Saß und Paß da durchgekommen war, so blieb doch noch heilgenug für sie übrig, und ihr ganzes Leben war ein ununterbrochenes Rennen und Laufen und Alle-Kräfte-und-Gedanken-Zusammenneh-

men, ein einziges Tagewerk ohne Feiertage durch ein ganzes, langes Menschenleben hindurch.

„Wenn es aber köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.“

* * *

Es flog schnell dahin. Als sie ihr Herzblatt, ihr Miefing, am Einsegnungsalter hatte, liefen ihr die Tränen über das Gesicht. Schon war es kein junges Gesicht mehr, schon liefen Rinnen hindurch, schon sah bisweilen Mutter Haafsch' Gesicht aus dem ihren heraus. Da dachte sie an ihre junge, blühende Zeit, wie sie hinter der Hecke nach ihrem Liebsten ausgeschaut hatte, und fast schien es ihr, als sei das gestern gewesen. Und nun kniete ihr Kind im schwarzen Kleidchen auf den Stufen des Altars.

Ein Jahr später hatte sie ihre Jungens davor, ein paar blüh' hübsche Bengel, aber nicht ihre ungetrübte Freude, wie ihr Miefing es war. So blüh' hübsch war auch der Mann gewesen, der jetzt als frühgeheitertes Braut mit eingefallenem Gesicht und rotumranderten Augen neben ihr saß. Sie faltete die Hände und betete still für sich trockenen Auges und schwerbedrängten Herzens: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist.“

Sie hat's dann noch geschafft, die Hanne Röhne, mit ihrem Miefing. Sei es, daß das alte Wort von Großmutter Haafsch auch noch über diesem jungen Leben stand, zu haben, „wat nich alle Lüd hebb'en und köhnen, wat nich alle Lüd köhnen“. Sie hat sie Lehrerin werden lassen und hat mit ihrem Blutgeld alles bezahlt, was dazu gehört. Der alte Wildgans mit seinen siebzig Jahren auf dem Rücken hat dagegen angeköpft, was er konnte.

Das sei ein Obenhinauswollen, hat er gesagt, weiter nichts. Der ganze alberne Bildungstrall der Ungebildeten sei es, hat er gesagt. Sie solle ihr lieber einen ordentlichen Mann verschaffen.

„Ach, die Manns —“ sagte Hanne Röhne, und in dem Augenblick war sie ganz und gar ihre Mutter und fehlte nichts daran. Da wurde der alte Wildgans so höh'nisch, wie er nur konnte. Ach ja, die Männer, die seien ja auch ein minderwertiges Geschlecht, weil zwei in der Familie Haaf zufällig Süper wären.

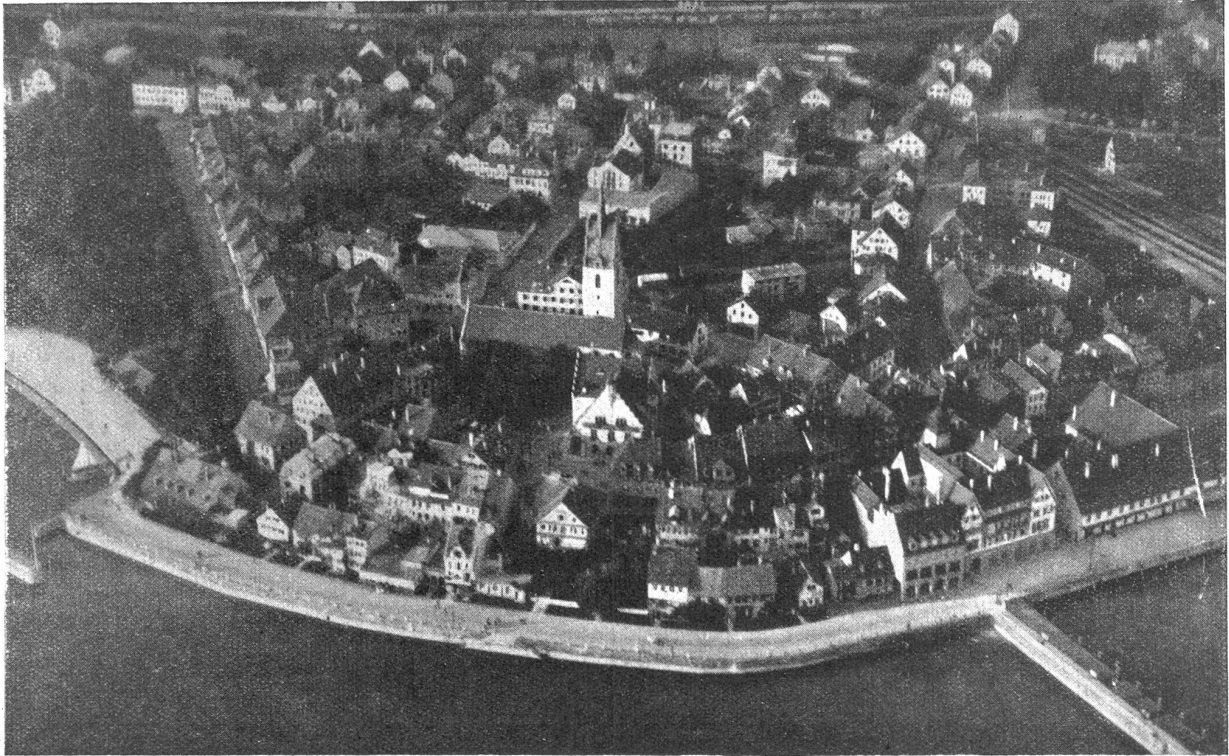
„Nee“, sagte Hanne, „dat nich.“

„Also was?“

„Also gor nids. Nee'r Miefing sall Liehrerin war'n.“

So war es. Und der alte Wildgans hatte mit jedem Wort recht, aber Hanne Röhne hatte auch recht. Die meisten Menschen haben recht; aber das ist ja gerade das Unheil, und dann wundern sich die Leute, daß die Kriege nicht aufhören wollen.

Es sind dann noch schlimme Sachen gewesen in Hanne Röhnes Leben und Beruf. Die Menschen wurden immer gebildeter und immer klüger. Wie die Sommerfäden flogen über das Land, wenn das Jahr abgeblüht hat und das sonnenheiße Korn herein ist und nur noch die Stoppeln stehn, so flogen lange Fäden über eine überreife Menschheit. Es sind immer Propheten über die arme Erde gegangen, und das Volk hat sie nicht unterscheiden gekonnt. Wenn man einmal alle die ungeschriebenen Bücher der Heb-



Der alte Stadtteil von Friedrichshafen am Bodensee. Das Bild gibt einen ausgezeichneten Überblick über den reizvollen Aufbau einer kleinen Stadt.

ammen aufschlagen wird, dann wird man die Schrift dieser Propheten finden.

Da kam, als die Bedern alt und lebensatt ihren Dienst abgestellt hatte, eine Neue nach Lehmsassen, die kleidete und haarkünstlerte sich feiner als Hanne Köhne in ihrem blau-gedruckten, festgeknöpften Hausmacherkleid, mit ihrem fest weggedrehten blonden Haar. Zu der liefen alle Mädchen, die Hilfe brauchten, und dann auch viele Frauen. Der blühte oft kein Leben in den Spuren, die sie geschritten war, da war alles glatt und leer, und manch eine von ihren Kundinnen ging hin, als wäre nichts gewesen. Hanne Köhne aber sah mit runden, entsehten Augen in eine neu heraufkommende Zeit.

Zwei oder drei Jahre hatte sie den alten Wildgans noch zur Seite. Dann schwand auch er, und zu dem Nachfolger fand sie kein Verhältnis mehr. Er war zu fein für sie. Er hatte keine Achtung für den gewöhnlichen Stand der Hebammen. Er grüßte sie auch nicht auf der Straße. Da lernte die Hanne auf ihre alten Tage kennen, wie schwer es ist, allein stehen zu müssen, ungescholten, aber auch unbeschützt und unbetreut. Denn jetzt sah sie erst, was für treue Hände über ihrem Leben gewaltet hatten, auch wenn sie trotzig und starr sich ihnen entzogen hatte.

Das ist einer der harten Beschlüsse in Gottes Rat, daß man es in der Jugend, da doch alle Kräfte noch beisammen sind, so oft viel leichter hat als im Alter, wenn die Kräfte müde werden und man sich die Ruhe wohl verdient hätte. Die Hanne Köhne hat es erfahren, aber sie hat zur Not standgehalten, und mehr kann man von niemandem verlangen.

So ganz alleine, wie sie sich inwendig vorflagte, war sie aber auch gar nicht. Man fühlt nur eben das Schlimme mehr als das Gute. Es standen Mauern um sie her, zwischen denen ihr Lebensgärtlein doch windgeschützt blühen konnte

bis zum Ende. Diese Mauern freilich hatte sie sich selbst Stein für Stein zusammengetragen in ihren guten Tagen, als das Leben noch köstlich war. Das waren die Lehmsassener Herzen, die Frauenherzen, die an ihr im großen Vertrauen hingen, das waren die Mütter, im reichen und im armen Stande, die sie in Ehren hielten, sich auf der Straße ihrer Bekanntschaft mit ihr nicht schämten, herüberliefen, ihr die Hand drückten, nach Miefing und den Jungs fragten. Da war die Frau des jungen Strad, der die Eisenfabrik hatte, die sagte zu ihren Kindern: „Frau Köhne ist so viel wie eure zweite Mutter, der verdankt ihr alle, daß ihr mit gesunden Gliedern herumlauft.“ Da sehen geschwärtzte Arbeitergesichter sie so vertrauend an: „Ach, Köhnen, latens uns doch man nich in Stich. De Nie', dat is jo 'ne ganze Lausige. De ehr Finger mag man jo nich an sien eigen Fru hebbeln!“

Je weiter das Alter vorrückt, je schwerer die Last. Wie wird die Hanne Köhne der neuen Zeit standhalten, die wie eine einzige große, schmutzige Welle daherkommt?

Daß sie es getan hat, daß sie es noch heute tut, das muß aus Kräften hervorgehen, die nicht in jedem Menschen wohnen. Wieviel Dank mag sie schuldig sein einem Paar alter, verdorrter Hände, die sich um ein Gesangbuch und eine Rose schließen.

— Ende —

„Im Zeppelin über der Schweiz“.*)

Am 26. September 1929 trat Dr. Edener mit dem Schiff „Graf Zeppelin“ von Friedrichshafen aus seine erste Schweizerfahrt an. Er ließ ihr noch etliche weitere Fahrten folgen und hat auch in diesem neuen Jahre vor und nach

*) 36. der „Schaubücher“, Verlag Drell Köppli. Mit 55 Bildern, eingeleitet von Hans von Schiller, Begleittext von Dr. Eugen Dietrich. Unsere Abbildungen sind Illustrationsproben aus dem Werklein, uns durch den Verlag gütigst zur Verfügung gestellt.